

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

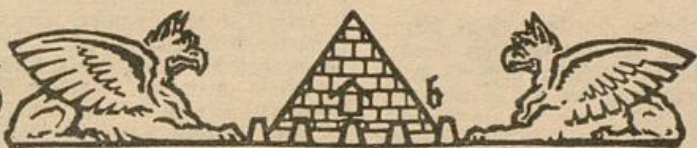
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1933

25.6.1933 (No. 26)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

22. Jahrg. No 26



25. Juni 1933

Karl Preisendanz / Konrad Beyerle, Konstanz und die Reichenau

Mit Konrad Beyerle (1872—1933) ist der getreue Erbe der Reichenau geschieden. Wer wird sein Amt als Erbe übernehmen? Wie hat er das Giland der Augia Dives geliebt von frühester Jugend an, wie seine landschaftliche Schönheit und Eigenart in sich aufgenommen, wie seine Geschichte bis in die kleinste Einzelheit hinein erforscht!

Schwärmerische Neigung und bohrender Wissenschaftsdrang fanden sich in Konrad Beyerle und ließen für die Reichenauforschung die denkbar schönsten Früchte reifen.

Die Liebe zum See und zu seiner Landschaft, sie hat den Menschen und den Gelehrten in seinem ganzen Dasein nie verlassen. Von Konstanz ist er einst ausgegangen. Jahre hindurch haben ihn die bunt wechselnden Geschehnisse dieser seiner zweiten Heimat gefesselt und zu eingehenden, umfassenden uralten Forschungen, auch zu anregend geschriebenen Darstellungen gelockt. Aus der innigsten Teilnahme für die Geschichte der Stadt erwachsen, ragen sie in ihrer Auswirkung weit über rein lokale Wirkung weit hinaus: wahren sie doch immer die großen Zusammenhänge mit der allgemeinen Historie des Landes.

So sind die „Konstanzer Ratslisten“ (1898), die „Kriegserlebnisse der Stadt Konstanz“ (1900), die „Grundeigentumsverhältnisse und Bürgerrechte im mittelalterlichen Konstanz“, das „Salmannrecht“ (1900), insgesamt Ergebnisse eines tiefen Eindringens von Konrad Beyerle in die alten Archivbestände der Bodenseestadt, und er hat mit diesen Arbeiten nicht nur Lust und Anregungen gegeben: er hat wahrlich ganzes Werk getan, wenn er schließlich seiner Forschung mit den „Konstanzer Grundeigentumsurkunden“ 1152—1371 (1902) und mit dem Konstanzer Häuserbuch (1908) einen krönenden Abschluß gab.

Er war von Beruf Jurist, nicht praktischer, sondern gelehrter Rechtswissenschaftler und Rechtshistoriker: dieses Moment beherrscht fast durchweg seine Konstanzer Veröffentlichungen.

Doch auch dem rein Geschichtlichen brachte K. Beyerle stärkste Teilnahme zu: er ist dem Schicksal des Chorstiftes St. Johann in Konstanz liebevoll nachgegangen (1908), nachdem er schon um die Jahrhundertwende zusammen mit K. Künzle (Freiburg) sich um die Geschichte der Reichenau-Niederzeller Pfarrkirche St. Peter und Paul und um ihre neuentdeckten Wandgemälde verdient gemacht hatte.

Mit ganz besonderer Liebe aber hat er sich aufs Studium der Entwicklung des Klosters Reichenau selbst geworfen. Die Nähe der zwölfhundertjährigen Gründungsfeier der Abtei am 24. April 1924 ließ in einem Freundeskreis Beyerles beim Pfingstbesuch der Insel 1921 — er ist ihm liebe Gewohnheit geworden! — den Gedanken an eine Festschrift erwachsen: sie sollte, von Konrad Beyerle geleitet, von berufenen Kennern der Reichenau als Autoren verfaßt, alle wichtigeren Seiten der Reichenauer Kultur beleuchten.

Aber der ursprüngliche Plan eines Wertes von mäßigem Umfang wuchs sich bald so weit aus, daß die festgelegten Grenzen völlig gesprengt wurden. Nicht weniger als zwei Duzend von Mitarbeitern fanden Aufnahme in diesem Jubiläumswerk, das sich zu einem Repertorium der gesamten Inselgeschichte in allen ihren Entwicklungsstadien erweitert sah; freilich zu einem Repertorium ganz eigener Prägung. Reich illustriert, auch mit gelehrtem Beiwerk versehen, wird es vom Laien und gebildeten Freund der Insel Birmins mit Genuß gelesen, vom Reichenauforscher aber als unentbehrliches Hilfs-

mittel für jede neue Arbeit, für jede Information und Orientierung über Reichenauer Angelegenheiten beigezogen.

Eine unübersehbare Korrespondenz war von Konrad Beyerle, dem „Generaldirektor“ des Wertes, zu bewältigen, bis er die vielen Beiträge angeregt und unter Dach und Fach gebracht hatte. Für ihn war alles das nicht eine geschäftliche Pflicht: jeder einzelne Aufsatz wurde ihm zur persönlichsten Herzenssache. Nur wenige dürften es sein, die er selbst nach intensivster Mitarbeit nicht tätig da und dort bessernd und mehrend aus dem unererschöpflichen Schatz seiner Tatsachenkenntnisse entschieden förderte. Wer hätte sich auch nicht gern seiner Führung anvertraut: war ihm doch alles Reichenauische gegenwärtig.

Geschichte, Kultur und Literatur der Insel beherrschte er gleichmäßig, jede Einzelheit galt ihm da gleich wichtig; das an ihm zu beobachten, fand jeder Mitarbeiter immer wieder Gelegenheit. Weit ist er denn auch in seinem glühenden Eifer fürs Gelingen des Monumentalwerkes über die ersten Grenzen seiner eigenen Mitarbeit hinausgegangen, und so schrieb er nicht nur die Abhandlung über die Frühgeschichte und die Glanzzeiten des Klosters (724—1427) auf etwa 160 Seiten, nicht nur den Abschnitt über die Marktgründungen der Abtei und die Entstehung der Gemeinde Reichenau. Nein, er lieferte auch einen großen Teil zur „Regel des Hl. Benedikt“ und zum „liturgischen Leben“ des Inselklosters. Nicht genug aber damit.

Erst gegen Abschluß des ganzen Sammelwerkes entschloß sich Konrad Beyerle in der Folge bestimmter Entdeckungen, die Bedeutung des Reichenauer „Verbrüderungsbuches“, einer hochwichtigen, einzigartigen Handschrift aus dem neunten Jahrhundert, für die Festgabe auszuwerten. Sämtliche auswärtigen Gebetsverbrüderungen der Reichenauer Mönche in Städten und Klöstern, mit den Namen ihrer Konvente, alle Freunde, hohe und niedere Förderer und Gönner, etwa 40 000 altdenksche Manns- und Frauennamen überliefert dieser unschätzbare Kodex, an dem unzählige Hände schrieben.

Mit dem Feuereifer des Entdeckers warf sich K. Beyerle aufs Bearbeiten solchen Neulandes, und schon nach kürzester Zeit aufregender Forschung durch Tage und Nächte hatte er über das Verbrüderungsbuch der Zürcher Zentralbibliothek als über eine wichtige Quelle der Klostergeschichte in karolingischer Zeit ein ganzes Buch geschrieben, den Anhang des Sammelwerkes „Die Kultur der Abtei Reichenau“ (München I. II. 1925).

Nicht geringe Bedeutung für die Geschichte des alten Klosters gewann dabei ein Fund K. Beyerles: an der Spitze des zweiten Teils der Handschrift hatte er die ursprüngliche Professionsliste der Reichenau erkannt, die man bis dahin verloren glauben mußte. Freilich nicht in ihrer Urschrift fand er sie hier wieder — sie dürfte einst auf einer langen Pergamentstrolche gestanden haben —, sondern in einer 200 Jahre jüngeren Kopie, die uns eben das Verbrüderungsbuch erhalten hat. Mit ungeheurer, restlos sich verausgabenden Fleiß, mit dem ihm eigenen Scharf- und Spürsinn hat Konrad Beyerle um die Lösung dieser schwierigen Probleme gerungen: der Erfolg hat sich dem Meister auch nicht versagt.

Was er für die Erforschung der kulturträgerischen Verdienste der Reichenauer Mönche und Gelehrten in anermüdem Schaffen erreicht hat, was er zur Erweiterung unserer Kenntnisse vom wissenschaftlichen Leben und kulturellen Pionierdienst der Inselabtei beigezogen hat, dem allem kommt ebenso fundamentale Bedeutung, wie

monumentale Wirkung zu: keine Reichenau-Forschung kann es in Zukunft geben, die nicht auf dem Werk Konrad Beyerles fundiert wäre, sei's, um seine Resultate zu bestätigen und zu erweitern, sei's, um aus ihnen immer wieder neue Anregung zu erfahren.

Was er über die Reichenau, das von ihm so innig geliebte Eiland, schrieb, es wird seinem Namen auf lange Zeiträume hin Unvergessenheit sichern. Daß er als Erwecker der neuzeitlichen Teilnahme weiter Kreise für die Insel und ihre Kultur noch zu seinen Lebzeiten verdiente Anerkennung und fühlbar ehrlichen Dank ernten durfte, das hat ihm wohl reichere Befriedigung gebracht als hohe akademische Ehren, wie sie ihm sein gelehrter Beruf zur Mehrung von Würde und Ehre zugetragen hat: das Reichenauer Bürgerrecht,

das ihm ein archaisch gemaltes Pergamentdiplom von Heinrich Lotters Künstlerhand feierlichst verbriefte, es mußte ihm mit nicht geringerer Freude erfüllen, als die Ernennung zum Mitglied so mancher deutscher und ausländischer Gelehrtenvereinigungen.

Fühlte er doch aus dem Geiste dieser Ehrung heraus, wie sehr die Bewohner der heutigen Lugia Dives in ihm den sahen, als der Konrad Beyerle damals, während der leuchtenden Jubiläumstage und schimmernden Festnächte uns Inselgästen, gelehrten wie ungelehrten allesamt, erschienen ist: als der getreue Eckehard der alten Reichenau und ihrer neuen Forschung! Daß er so früh, allzu vorzeitig für unser menschliches Begreifen, aus unserm Kreise geschieden ist, so unerbittliches Muß wird uns allen dauernden Schmerz auslösen.

K. K. / Reise in Spanien

Wer nach Spanien reist, muß geduldig sein und die mitteleuropäische Hitze zu Hause lassen. Eile kennt der Spanier, vor allem der Südspanier, nicht; wohl ein Ueberrest der Jahrhunderte langen maurischen Herrschaft. Wenn auch in den großen Städten ein außerordentlich starkes Getriebe herrscht, so fehlt doch die Hast unserer Großstädte, und es tut wohl, in dieses gemächliche Dahinschlendern sich einfügen zu können.

Von Karlsruhe fährt man mit dem besten Zug in rund 24 Stunden über Straßburg—Avignon—Port Bou (östliche spanische Grenzstation) nach Barcelona und von da in 13 Stunden nach Madrid. Ueber Paris—San Sebastian kommt man trotz des etwas weiteren Weges schneller vorwärts; man braucht da von Karlsruhe bis Madrid nur 31 Stunden Fahrt.

Die spanischen Eisenbahnen haben breitere Spur. Die Wagen sind daher sehr bequem. Die Schnellzüge führen nur 1. und 2. Klasse; man kann auch nicht zu lange Strecken gut 3. Klasse fahren, die Sitze sind leicht gepolstert. Allerdings ist die 3. Klasse meist stark besetzt. Die Badner begegnen in Spanien einem guten alten Bekannten, dem Kilometerheft; die Hefte gelten allerdings nur auf mindestens 3000 Kilometer. Beim gegenwärtigen Stand der Pejeta von 0,36 Mark kostet ein Kilometer in der 1. Klasse nur 3,9 Pfg., also weniger als die 3. Klasse bei uns, und in der 3. Klasse nur 1,8 Pfg. Die Züge fahren in Spanien nicht so schnell wie bei uns; man läßt sich mehr Zeit, und dann ist das Land sehr gebirgig. Auch fahren viel weniger Züge. Selbst auf den Hauptstrecken gehen im allgemeinen nur zwei Schnellzüge, einer tags und einer nachts. Man ist nicht so verwöhnt wie bei uns.

Bei einer Spanienreise handelt es sich um recht große Entfernungen. Die Fahrt an die meist besuchten Orte Barcelona, Montserrat, Madrid, Escorial, Toledo, Cordoba, Sevilla, Granada umfaßt von Karlsruhe aus über Port Bou hin und zurück eine Bahnstrecke von rund 5800 Kilometer. Das ist rund der 7. Teil des Erdumfangs. Da man dabei mit Rücksicht auf die langsamere Fahrt in Spanien nur mit einer durchschnittlichen Fahrtgeschwindigkeit von etwa 55 Kilometer in der Stunde rechnen kann, so ergibt sich als Zeit, die man im fahrenden Zug verbringen muß, nicht weniger als 105 Stunden, das sind nahezu 4½ volle Tage. Daraus geht hervor, daß man die Zeit für eine Spanienreise nicht zu knapp bemessen darf. Die Tagesschnellzüge haben Speisewagen, in denen man gut und billig ist und trinkt.

Bei Port Bou an der Grenze fallen die Pyrenäen steil und fahl ins Meer ab und bilden eine zerrissene Uferlandschaft. Auf der Weiterfahrt nach Barcelona verläßt die Bahn bald das Meer. Großartig ist stets der Blick auf die Pyrenäen, die sich im östlichen Teil bis auf nahezu 3000 Meter erheben. Die Gegend macht noch keinen typisch spanischen Eindruck. Man sieht grüne Wiesen und richtige Wälder, und man könnte fast meinen, man fahre durch deutsche Landschaft. Es ist die fruchtbare und blühende Provinz Katalonien.

Nicht ohne Grund sind die geistig regsam und fortschrittlichen Katalaner stolz auf ihr Land. Mit einer gewissen Geringschätzung sehen sie auf das übrige, so konservative Spanien herab. Die Versuche, Katalonien selbständig zu machen, haben nicht gesehlt. Die Tüchtigkeit und der Fleiß der Katalaner haben ihr Land zum wirtschaftlichen Brennpunkt von ganz Spanien gemacht. Handel und Industrie blühen da wie nirgends sonst, und auch die Landwirtschaft steht auf höherer Stufe. Die Sprache der Katalaner ist eine selbständige romanische, mehr dem Provenzalischen verwandt. Sie hat eine eigene Literatur, und auch Zeitungen erscheinen in dieser Sprache.

Barcelona ist eine wunderschön gelegene Stadt, vom Meer ab sich allmählich an Hügel anschmiegend. Wenn es auch keine größeren Kunstschätze birgt, so ist es doch eine Stadt des pulstenden Lebens und Verkehrs, die dem Fremden genug des Interessanten bietet. Von den die Stadt überragenden Hügeln, dem Montjuich und dem Tibidabo, die beide durch Drahtseilbahn zu erreichen sind, hat man einen herrlichen Blick auf die glänzende Stadt mit ihren hohen Geschäftshäusern, ihren umfangreichen Hafenanlagen, aber auch mit ihren reizenden Landhäusern in den üppigen Gärten der südlichen Landschaft. Das größte Leben in der Stadt spielt sich auf der sog. Rambla ab, der langen, breiten Hauptstraße der Altstadt, die dann in die herrliche Hauptstraße der neueren Stadt, die Paseo de Gracia, übergeht.

Ich wohnte in Barcelona in einem guten Hotel 2. Ranges. Zimmer, wie meist in Spanien in den Hotels 2. Ranges, bescheiden, aber das Essen ausgezeichnet. Es sei gleich bemerkt, daß man in Spanien

immer, auch nur für einen Tag, Pension nimmt; es ist dies nicht nur üblich, sondern auch am vorteilhaftesten. In meinem Hotel habe ich für volle Pension 13 Pejetas bezahlt, das sind 4,70 Mark; dazu 10 Prozent für Bedienung usw., und wie überall eine sog. cuota benefica, etwa 50 Centimos. Diese Essen in Pension, sowohl das Mittag-, wie auch das Abendessen, sind außerordentlich reichhaltig und üppig. Gewöhnlich bekommt man 6—7 Gänge. Besonders gut ist ein Nationalgericht der Spanier, paella a la Valenciana, in Olivenöl gedünsteter Reis mit Fleisch, Wurst, Muscheln und rotem Pfeffer zusammengekocht. Jetzt, da ich dies schreibe, kauft mir noch das Wasser im Mund zusammen. Um als Deutscher ein so großes, ungewohntes Essen herunter zu bringen, empfiehlt es sich, eine Flasche vino tinto de mesa, leichter roter Tischwein, der schon zu 36 Pfg. die ganze Flasche zu haben ist, dazu zu trinken.

Man sieht hieraus, wie billig es sich zurzeit für uns Deutsche in Spanien leben läßt. Dabei ist das Essen fast überall sehr gut und bekömmlich, viel bekömmlicher als zum Beispiel das fetten Essen in Italien.

Von Barcelona aus sollte man den Montserrat, den Berg der Gralsjagd, besuchen; 50 Kilometer Bahnfahrt und dann Zahnradbahn. Ich hatte leider keine Zeit dazu.

Die Fahrt von Barcelona nach Madrid ist hochinteressant. Man sollte eine Fahrt bei Tag machen. Zunächst geht es durch eine grüne, fruchtbare Landschaft; dann ins Tal des Ebro, der das katalanische Küstengebirge in wildem Lauf durchbricht. Ganz öde, zerrissene Berglandschaft bis zur fruchtbaren Talweiterung des Ebro bei Zaragoza. Diese berühmte Stadt, Hauptstadt des menschenarmen, unfruchtbaren Aragonien, ist voll alter Erinnerungen. Auch Karl der Große hat sie einst belagert. Sie führt den Beinamen siempre heroica e inmortal, weil sie, nach schon früheren heldenhaften Verteidigungen, sich im Jahr 1808 überaus tapfer gegen die Uebermacht der Franzosen wehrte.

Von Zaragoza ab verläßt die Bahn das Tal des Ebro und geht südwestwärts bis in 1200 Meter Höhe durch ödes Gebirge ins Tal des Henares und an der Sierra de Guadarrama vorbei aufs Hochplateau von Madrid.

In Madrid bin ich in dem großen Hotel Mediodia am Bahnhof abgestiegen. Es war angenehm, da eine deutsche Sekretärin zu finden. Denn wenn man kein Spanisch kann, so ist man übel dran. Deutsch wird fast nirgends verstanden. Vielleicht ist die deutsche Sekretärin schuld, daß in dem Hotel so viel Deutsche abgestiegen waren. Eines Morgens waren nur Deutsche beim Frühstück; ein Herr bemerkte, er hätte gemeint, er wäre in Spanien. Mit französisch kommt man einigermaßen durch; die Aussprache der Spanier ist aber schwer zu verstehen. Man sollte vor einer Spanienreise unbedingt etwas Spanisch lernen.

Madrid, die Hauptstadt Spaniens und von Kastilien, ist eine moderne Großstadt von außerordentlich starkem Straßenleben. Der stärkste Verkehr ist auf dem Mittelpunkt der Stadt, der Puerta del Sol, und auf den anschließenden Straßen, besonders auf der calle de Alcalá. Da ist abends ein Gedränge und ein Geschieße, daß man kaum vorwärts kommt. Von einem der zahlreichen Kaffeehäuser mit dem üblichen Getränk der Spanier, dem cafe con leche, dem Getriebe zuzusehen, ist sehr unterhaltend. Die calle de Alcalá und die senkrecht darauf stehenden Straßen, paseo und salon del Prado, haben großartige moderne Bauten.

An alter bemerkenswerter Architektur bietet Madrid nicht viel. Am so großartiger ist das Pradamuseum, die weltberühmte Gemäldegalerie. Der Besuch ist ein Ereignis besonderer Art und der Glanzpunkt einer Spanienreise. Die Galerie enthält besonders zahlreiche Gemälde von Ribera, Velazquez, Murillo, Greco, Goya, Tizian, Rubens, Dürer, van Dyck, Jan Brueghel und von dem deutschen Maler Mengs, der mit einer großen Anzahl hübscher Porträts vertreten ist. Den größten Eindruck machten auf mich die Bilder von Murillo. Originale seiner rührend zarten Madonnen kann man in seiner Vaterstadt Sevilla heute noch sehen.

Ich war unter anderem noch im Museum moderner Kunst, spanische Gemälde des 19. und 20. Jahrhunderts. Es ist interessant, den Unterschied dieser glühenden, farbenreichen Gemälde mit unseren Bildern aus gleicher Zeit zu sehen.

Die Armeria, die weltberühmte Waffensammlung der spanischen Könige, war leider geschlossen. Das Königsschloß im Barockstil baut sich an dem bescheidenen Fließchen Manzanares (etwa wie die Alb bei Karlsruhe) hoch oben majestätisch auf. Die Gärten ziehen sich

hinunter bis zum Fluß. Von der Schloßterrasse hat man einen herrlichen Blick auf das Land und auf das nahe Guadarrama-Gebirge. Was in Karlsruhe der Stadtpark ist, das ist in Madrid der große vielbesuchte El Retiro. In der Mitte ein großer See und an den Ufern lustwandeln junge Burtschen und junge Mädchen, die gerne sehen und sich gerne sehen lassen.

Sonntag nachmittags war ich in Madrid in einem Stiergefecht. Die gewaltige Arena unter freiem Himmel, nach dem Muster eines altrömischen Theaters gebaut, war vollbesetzt, meistens Männer, wenig Frauen. Man sieht eng aneinander auf Steinbänken. Die Plätze in der Sonne sind wesentlich billiger, als die im Schatten. Von jedem Platz aus sieht man sehr gut.

Die Beschreibung dieses nach bestimmten althergebrachten Gebräuchen sich abspielenden Stierkampfes würde hier zu weit führen. Das Schauspiel beginnt damit, daß alle Kampfteilnehmer, die Toreros, Espadas, Capadores, Banderilleros, Picadores und Puntilleros, in glänzenden Kostümen unter dem Spiel eines kriegerischen Marsches in feierlichem Aufzug durch die Arena ziehen und vor dem offiziell anwesenden Magistratsbeamten ihre Verbeugung machen. Dieser Beamte wirft dann von seiner hohen Loge den Schlüssel zum Stall der Stiere herab und gibt damit das Zeichen zum Beginn des Stierkampfes.

Das Tor wird geöffnet und man sieht, wie der arme Stier mit seinen prachtvollen Hörnern in die Arena stürzt, wie er durch rote Tücher gereizt und durch Lanzenstiche und Pfeile geschunden wird, wie aus vielen Wunden im Rücken des Tieres das Blut herunterfließt, wie der Stier schwächer und schwächer wird, bis der Espada ihm den Degen in den Leib rennt und ein Puntillero ihm den Todesstoß mit dem Dolch gibt. Es ist ein grausames Schauspiel, und man bekommt Mitleid mit dem todgeweihten Tier, an dem man alle Phasen der Todesangst miterleben kann. Jede Handlung der Stierkämpfer wird von den Zuschauern mit größter Spannung verfolgt. Zeigt der Kämpfer bei dem gefährlichen Spiel, das bewundernswerten Mut und Gewandtheit erfordert, nur eine Spur von Angst oder besonderer Vorsicht, so wird von den Zuschauern wild gepöffelt; zeigt der Kämpfer besonderen Mut, so wird er durch ekstatischen Beifall belohnt.

Ich hielt es bei dem Schauspiel nicht lange aus. 8 Stiere, die auf dem Programm abgebildet waren, sollten den Kampf bestehen. Nach dem zweiten bin ich weggegangen; es war mir zu grausam. Man versteht nicht recht, warum die Kirche, die doch in Spanien einen so großen Einfluß hatte, nicht schon für Abschaffung oder wenigstens für Milderung der Stierkämpfe, wie in Portugal, gesorgt hat. Wenn man allerdings sieht, mit welchem Fanatismus das Volk an dem Stierkampf teilnimmt, dann begreift man, daß es nicht so leicht sein wird, da etwas zu ändern.

Von Madrid aus besucht man in 50 Kilometer Bahnfahrt den Escorial, das große Schloß und Kloster von König Philipp II., und in 90 Kilometer Bahnfahrt über Aranjuez die hochgebaute Stadt Toledo. Diese liegt auf einem Felsen hoch über dem Tajo, der die Stadt von drei Seiten umfließt. Man hat Toledo ein Riesenmuseum altpanischer Architektur genannt. Die Stadt hat im Neuen fast unverändert das Gepräge einer großen Vergangenheit bewahrt und zeigt ein wunderbares Gemisch von gotischer und maurischer Bauweise. In den engen altertümlichen Gassen erheben sich äußerlich schmucklose Häuser mit vergitterten Erkern, wie sie dem Orient zu eigen sind.

Der höchste Punkt der Stadt ist der Alcazar, die mächtige ehemalige Zitadelle, in der auch der Cid als Statthalter residierte. Die Burg, von der man eine herrliche Aussicht auf die Stadt und weit hinein ins Land hat, ist jetzt eine Kriegsschule. Das bedeutendste Bauwerk in Toledo ist die ungeheuer große gotische Kathedrale, die am Anfang des 13. Jahrhunderts an der Stelle einer Moschee angefangen wurde zu bauen. Sie birgt im Innern eine Fülle bedeutender Kunstschätze.

Auch sonst sind in Toledo eine Menge von Sehenswürdigkeiten vorhanden. Ich interessierte mich besonders für das Wohnhaus des Malers Greco, das ein treffendes Bild gibt von der behaglichen Bauweise eines Hauses am Ende des Mittelalters. Im angeschlossenen Grecomuseum sind eine Menge Bilder des berühmten Malers; sie muten fast so an, als ob sie aus moderner Zeit stammten.

Toledo ist berühmt für seine Waffen; eine echte Toledo Klinge soll man zusammenrollen können wie eine Uhrfeder. Weiter ist berühmt der sog. Toledo Schmud. Arbeiten aus Stahl mit eingepreßtem Gold. In Pforzheim wird dieser Schmud auch hergestellt; ob er dort wohl nicht besser und billiger ist?

Nun geht es weiter nach dem Süden, dem Spanien unserer Vorstellung. Von Aranjuez mit seinen schönen Gärten führt uns die Bahn über die weinreiche La Mancha, die Landschaft der Heldentaten des Don Quixote, und auch nahe an dem Dorf El Toboso vorbei, der Heimat der lieblichen Dulcinea. Bald kommt der berühmte Weinort Baldepenas, und dann geht es durch eine Bergschlucht zur Grenze zwischen Kastilien und Andalusien, und durch die Sierra Morena hinunter ins grüne Tal des Guadalquivir nach der Provinz Andalusien. Deren Bewohner, die in ihrer Kultur und in ihren Lebensgewohnheiten viel aus der maurischen Zeit übernommen haben, sind ein fröhliches, witziges Volk, ganz anders als die stolzen und gemessenen Kastilier. Zart und schön sind die Frauen; mit viel Grazie verstehen sie es, sich unter ihrem großen Haarpeil in Schleier und Spitzen zu bewegen.

(Schluß folgt.)

Wilibald Reichwein / Faustrecht im 16. Jahrhundert

Eine wahre Begebenheit neu erzählt.

Im Walde bei Treßchingen heulte der Sturmwind. Wilde Furien peitschten die Bäume in grauisem Spiel.

Durch dieses Leben ritt am 31. Mai des Jahres 1544 beim Morgengrauen der ehrwürdige Nürnberger Ratsherr Hieronymus Baumgartner mit seiner Begleitung, drei Einspännigen und einem Kopfbuben.

Der wilde Sturm, vor dem sich alles duckte, vermochte ihnen nichts anzuhaben; sie ritten aufrecht und zuckten kaum mit der Wimper, wenn wieder neues Brausen heranrückte.

Doch in ihrem Innern duckten sie sich genau so. Zwar nicht vor den natürlichen Elementen. — Es lag noch etwas anderes in der Luft, das viel, viel schlimmer war. — Man sprach kaum ein Wort, und Hieronymus Baumgartner überdachte noch einmal die ganze Gefahr, in die sie und besonders er hineinritten.

Sollte sie wirklich so groß sein? Er war doch ganz heimlich vom Reichstag zu Speyer ausgebrochen, und was wußte der Albrecht von Rosenberg, dieser vermaledeite Ritter ohne Land, von seiner Kränklichkeit und seinen unaufschiebbaren Geschäften, die ihn dringend und vorzeitig nach Hause riefen?

Wenn es den rachedürstigen Ritter nach einem Städteboten gelüsten sollte, um seinen Trümmerhaufen Bopberg wiederzuerlangen, so würde er doch sicher die allgemeine Abreise nach dem Reichstagsabschied abwarten. —

Aber dennoch hatte man ihn in Speyer gewarnt! Dem Junker war nicht zu trauen. Warum hatten auch die anderen Ratsherren so unbedachte Zungen und spielten ihm immer neuen Zündstoff in die Hände!? Wie unvorsichtig sind sie erst neulich wieder in Speyer gewesen!

Er rief dem einen Einspännigen nach vorne: „Schwenninger, wie nennen unsere Gassenjungen in Nürnberg den Ochsenmaulsalat?“

„Stadtratsskippen!“

„Ja, so war es. Ich komme immer mehr dahinter, wie wahr das ist.“

„Ich habe gehört, was der Eßlinger Ratsherr von dem Abbrennen der Schwalbennester der Junker im Kraichgau sagte, und so gut ich das weiß, hat es doch auch der Rosenberg erfahren! — Man sagt,

zwei Ritter in der Stubenecke hätten sofort angelegentlich miteinander getuschelt.“

„Das eben.“

„Aber liegen nicht Nachrichten vor, daß der Rosenberg seine Verbungen eingestellt habe und auf Bopberg verzichte?“

„Ich trau dem Frieden nicht. — Meine Träume trügen nie!“

„Träume sind Schäume!“

„Ich sah meine treue Sibylle mit meinen Kindern in Schmerz und Trauer.“

„Ach, Herr Rat, schlaget Euch doch den Aberglauben aus dem Kopf. Wer so nah wie Ihr mit Luther steht, wird doch darüber erhaben sein!“

„Ich würde ja auch nichts darauf geben, aber meine Ahnungen!“

„Außer dem einen Bauern mit seinem Heuwagen hat uns doch niemand aus Speyer ausreiten sehen.“

„Aber es war doch sonderbar, daß der Wirt in Sinsheim schon seit vier Tagen einen Ratsherrn erwartete.“

„Man muß nicht das Gras wachsen hören wollen! Wirte reden viel aus Geschäft. — Und übrigens sind unsere Begleiter auch keine Memmen. Wir haben schon bald die Hälfte des Weges bis Wimpfen. Dann ist ja die Gefahr vorbei.“

„Was ist da vorne am Wege?“, rief Baumgartner plötzlich erschrocken.

„Hier reicht das Gehölz bis an die Straße heran.“

„In der Dämmerung könnte man Kobolde und Geister spüren sehen.“

„Es wird bald lichter werden. Die niederhängenden Wolken werden bald vorübergepeitscht sein, — dann wird es Tag.“

Wieder heulte der Sturm, und prasselnd fielen die Ähren Äste auf den regenfeuchten Boden. — Aber es waren nicht nur die Äste, die so knisterten. —

Zwei Gewappnete zu Pferde sprangen aus dem Gebüsch auf die beiden Einspännigen vor dem Ratsherrn zu.

„Wer seid Ihr?“

„Gut Gefellen!“

„Wo seid Ihr her?“

„Nürnbergisch! Tut gemach, lieber Bruder“, erwiderte der treue Schwenninger.

Noch mehr Reifige erschienen auf dem Plan. Zu Tode erschrocken flehte Baumgartner händeringend den Himmel um Hilfe an.

„Greift an! Schiebt sie tot! Es sind die Rechten!“ rufft's aus dem Hinterhalt, und über ein Duzend Büchsen knallen.

Ein Köhler, dessen Kehlplatte in der Nähe lag, kam verstört herbei, aber er blieb in der Ferne stehen, als er die blanken Schwerter über den Köpfen der Nürnberger blitzen sah. Da mischte er sich nicht hinein, das war ihm zu gefährlich.

Wäre der Harnisch der Nürnberger nicht so fest gewesen, wer weiß, ob ein einziger mit dem Leben davongekommen wäre.

Sobald Albrecht von Rosenberg die schützende Deckung verlassen hatte, stürzte er auch sogleich auf den Ratsherrn zu.

„Also gehet es, wenn man einem guten Gefellen das Seine nimmt und mit Gewalt vorenthält. Und dazu müßt Ihr noch Eure bösen Mäuler haben! Aber die Schwalbennester im Kraichgau werden sich rächen! So geht der Handel nicht weiter wie in Franken!“

Baumgartner jammerte um sein Leben: „Ich habe das doch weder gedacht, noch gesagt!“

Doch Albrecht von Rosenberg blieb dabei: „Wir werden Euch Euer Lastermaul noch stopfen. Wenn Recht nicht mehr Recht ist, dann werden wir es erkämpfen mit Gewalt. Der Rosenberger Geist ist noch nicht tot, auch wenn sie ihn tausendmal tot haben wollen.“

„Herr, gedanket meiner Kinder!“ Nagte der Ratsherr, doch alles half nichts.

„Ihr seid von jetzt ab in Rosenberger Gewalt und bleibt es, bis sich Euer Rat entschlossen hat, mir mein geraubtes Vozberger Gut wieder zu schaffen.“

Baumgartner stand, vom Augenblick übermannt. Die Sinne verließen ihn fast. Er sah gerade noch, wie seine drei Einspännigen und sein Rossbube in ihre Sättel gebunden wurden, dann wurde er teilnahmslos für alles, was geschah.

Gläubte man sonst in der Gegend beim Sturmwind die wilde Jagd zu hören, heut war sie's wirklich. Die Pferde der Gebundenen wurden bei den Zügeln genommen, und mit dem Sturm im Rücken ging es den Grund hinab, dem Neckar zu.

Unterwegs wurde der aus Angst vor Verrat mitgeschleppte Köhler lästig, und Albrecht jagte ihn schließlich wieder fort, nachdem er heilig und hehr beteuert hatte, allenthalben zu schweigen. Das alles ging mit einer Feierlichkeit zu, die einem Grausen bereitete und das Blut in die Schläfen trieb.

Mit Mühe zog man die Pferde der Gebundenen durch eine Furt. Das war ein schwieriges Stück Arbeit. — Aber es ging, — und in dem Wäldchen am anderen Ufer wurde zum erstenmal gehalten.

So ging das nicht weiter! — Baumgartner mußte irgendwo verborgen werden, wovon niemand, ja er selber keine Ahnung hatte. Dann konnte man gegen den Nürnberger Rat mit Erfolg drohen. Der mußte stündlich um das Leben seines Ratsherrn bangen!

Also Kursänderung! — Abblenden! —

Den Gefangenen wurde die Kappe verkehrt aufgezogen, der Nackenschuß zuvorderst über das Gesicht. Zum Atmen schnitten die Reifige mit ihren Dolchen unsichere Luftlöcher aus und nestelten alles am Hinterkopf zusammen.

Bei Baumgartner war guter Rat teuer. Er trug ein Barett, doch einer der Rosenbergschen Söldner band ihm kurzer Hand ein Tuch vors Gesicht, und weiter ging die Jagd. — Jetzt nicht mehr gemeinsam, sondern in zwei Abteilungen. —

Die Begleiter des Ratsherrn sahen erst in einem Walde bei Alzeheim das Tageslicht wieder. Verscheucht ließ man sie da allein zurück, nachdem man einige an den Bäumen mit Stricken festgebunden und die anderen geschworen hatten, sich bis Sonnenuntergang nicht vom Plage zu rühren und die Nacht über niemanden etwas von dem Erlebten zu sagen, überhaupt im Laufe eines Jahres kein Pferd mehr zu besteigen. Bis auf die Haut hat man sie untersucht und jeglichen Wertes beraubt. — Jeden Augenblick konnten die Reifigen wiedertommen, und wehe, wenn sie nicht alles so wiederfänden, wie sie es verlassen haben!

Erst am Abend wagten sie sich demgemäß vom Plage. Der ganze Tag mit seiner schrecklichen Gewalt lag ihnen bleischwer auf den Gliedern, als sie den Weg nach Mödmühl suchten, um sich vom Bader die Wunden verbinden zu lassen. Dem Gefühle nach überquerten sie das Gebüsch, ihre Pferde waren ja willkommene Beute der Rosenbergschen Reifigen geworden. Mit einem Male hörten sie fernen Glockenklang, er mußte das Pfingstfest einläuten, und als sie dem Klange nachgingen, sahen sie vom Waldrand aus das gesuchte Städtlein im Abendsonnenschein im Tale liegen. Gleich Orgelton schwang darüber der Glodenton, der nach den Schreden des Tages noch feierlicher und überirdischer als sonst das Herz bewegte, und sie alle, die Einspännigen des Nürnberger Ratsherrn und der Rossbube, knieten nebeneinander nieder und beteten und dankten und bangten um ihren Herrn. —

Der war inzwischen von Rosenberg selbst und einer Anzahl von Knechten nach der Kocher weitergeführt worden.

Vom Regen naß, müde und hungrig, jammerte Baumgartner vor Rosenberg: „Wollt Ihr mich töten, so tut es gleich! Wollt Ihr für mich sorgen, wie Ihr verspracht, dann tut es auch. Die paar Walderdbeeren, die Ihr mir als Zehrung für den ganzen Tag habt reichen lassen, sind keine Nahrung für einen Nürnberger Ratsherrn.“

„Es wird anders werden“, antwortete Rosenberg, nicht ohne Schärfe.

Doch Baumgartner fuhr fort: „Bin ich überhaupt an Eurem Handel schuld? Und Nürnberg war ja an der Zerstörung der Burgen auf dem Odenwald gar nicht besonders beteiligt. — O meine Kinder!“

„Ich will mein Recht“, erwiderte Rosenberg. „Dein Rat hat es in der Hand, Dich frei zu bekommen und alles zu lösen.“

„O ich verwind' es nicht! Laßt mich gegen Urfehde frei! Die Rache Nürnbergs müßt Du fürchten!“

„So nah am Ziel werd ich nicht schwach. Macht kein Geplärr, es nützt Euch nichts.“

Und weiter ging's, bei Nacht und Tag, für längere oder kürzere Zeit von Burg zu Burg, von Schloß zu Schloß, aber allzeit dem Nürnberger Rat verborgen. — Raftlos trieb die Furcht vor der Entdeckung den Rosenberger mit seinem Gefangenen weiter. Weder Sturm, noch Wetter hielt die Jagd nach der Verborgenheit auf. Oft kampierte man beim schlechtesten Wetter mitten im Walde oder in einer dürftigen Dorfschenke. Die Nürnberger ließen ja nichts unversucht, Baumgartner mit Gewalt zu befreien.

Einmal waren die Häsher so nah auf der Spur, daß in die Kammer des Gefangenen nur während des Essens durch ein handbreites Fenster Licht einfallen durfte, ja er durfte sich nicht bewegen, noch sich räuspern oder gar husten. In solchen Tagen schlug das Herz Baumgartners rascher, und er vergaß all die verschärfteste Qual. Die Befreiung rückte ja im umgekehrten Verhältnis zu den Bedrückungen näher. Aber je öfter solche Hoffnungstage ohne Erfüllung vorübergingen, desto schwermütiger wurde die Seele des Gefangenen. Jegliche Lebenskraft schien zu erlöschen. —

Da galt es eines schönen Tages nach zwei langen Nachritten, in einem hochgelegenen Bergschloß Quartier zu nehmen. Seit mehr als 24 Stunden hatte Baumgartner nichts gegessen oder getrunken. Kein Wunder, daß er zu schwach war, die 30 Staffeln hohe Treppe des Schlosses hinaufzusteigen.

Von ihrer Kammer im vorderen Turme aus sah die Pflegerin des Schlosses, wie er schon nach ein paar Stufen wieder hinabstürzte und unten liegen blieb. „Was bringen die für einen armen Mann?“ dachte sie voll Mitleid über sein Geschick.

Die Knechte hielten alles für Verstellung, um besser fliehen zu können und riefen voll Unmut und Zorn: „Meinst Du, wir sind so dumm, Dich hier für tot liegen zu lassen? Wir haben die Dummheit nicht mit Löffeln gegessen.“ Und der andere rief so laut, daß es die Pflegerin im Fenster hören mußte: „Ob tot oder lebendig, er muß ins Schloß! Da machen wir kurzen Prozeß.“

Sie holten zwei Stride und banden sie unter den Achseln ihres bewußtlosen Gefangenen fest und zogen ihn rücklings die Steintreppe hinauf bis zur Pforte.

Die Pflegerin war erschüttert über die Rösheit der Reitergesellen, und als sie gar Anstrengungen machten, ihn auf dieselbe Weise über die hohe Schwelle zu bringen, da hielt sie es in ihrer Stube nicht mehr aus.

Sie kam gerade hinzu, wie die Soldaten Miene machten, ihn durch ein Pferd in den Schloßhof ziehen zu lassen. Aber da trat sie dazwischen. „Habt Ihr denn gar kein Herz mehr im Leibe?“ Sie half den Elenden über die Schwelle heben und wusch ihn mit Essig und kaltem Wasser, nachdem sie mildtätig die Binde, mit der seine Augen geblendet worden waren, abgenommen hatte.

Bald hatte er sich wieder soweit erholt, daß er sprechen und sich bewegen konnte, und von Stund' an wob sich eine barmherzige Liebe in das traurige Los des Gefangenen. Die Pflegerin des Schlosses ließ sich auch seine Pflege angelegen sein, ja sie gab sich insgeheim mit dem Gedanken ab, ihn zu befreien.

Wie warmen, belebenden Sonnenschein empfand Baumgartner die Hilfe seiner Freundin, die er in der Not gewonnen hatte, und die deshalb doppelt viel wert war.

Eine Magd, die Baumgartner ab und zu mit einem frischen Trunk versorgte, steckte ihm heimlich Briefe der Pflegerin zu. Als Antwort rißte er beim Morgenrauen im Bette seine Worte mittels einer Stednadel in ein Blatt.

Auf diesem Wege erfuhr er, was die Leute aus der Umgebung über sein unschuldiges Los dachten, aber auch von der Tathilfe, die ihm die treue Pflegerin zugebracht hatte. So groß seine Freude darüber war, so wollte er sie doch erst in der allergrößten Not in Anspruch nehmen. Er wollte nicht sein Recht bezwängeln, — sein Recht, das der Rosenberg für Unrecht hielt und umgekehrt.

Recht tritt gegen Recht. Jede Partei kleidete sich mit dem kleidsamen Mantel scheinbarer Gerechtigkeit.

Wer hatte nun wirklich Recht?

Der Stärkere.

Die Räuberattake brachte Albrecht von Rosenberg zuerst eine nette Summe Geldes ein, und später bekam er selbst sein Vozberg wieder. —

Der Stärkere siegte — die Gewalt.

War das nur damals so? Wohl herrscht heute kein Faustrecht mehr, aber in anderer Form sachlich dasselbe!

Was ist Recht und Gerechtigkeit?

Die Bestie Menschheit will durch Macht gezügelt sein!